

# Pfingst-Beilage

## In der Villa „Shatterhand“.

### Ein Interview mit Karl May.

Wenn jemand jemanden mit groben Beschimpfungen, wie z. B. „geborener Verbrecher“ bedenkt, also mit Beschimpfungen, über die kein Wahrheitsbeweis zulässig ist, und wenn der Bekleidiger trotzdem vor Gericht freigesprochen wird, so ist das ein interessanter Fall. Noch bemerkenswerter aber ist es, wenn der so scharf verurteilte Ankläger ein Schriftsteller ist, dessen Leserkreis nach Millionen zählt. Und wenn diese Leute zum großen Teile heranwachsende Jünglinge sind, auf deren Charakterbildung die Lektüre tiefegehenden und bleibenden Einfluss ausübt, dann ist eine solche vernichtende Verurteilung des Schriftstellers geradezu beunruhig und nötherer Betrachtung wert. Deshalb fuhr ich zu Karl May.

Er lebt in Maedebach. Es regnete, als ich hinkam. Über das Unwetter konnte den entzückenden Eindruck dieser Villenstadt, deren es übrigens in der Umgebung Dresdens etliche gibt, keinen Abbruch tun. Auf den Zweigen, die aus den Gärten auf die Straße überhängen, glitzerten im Sonnenchein die Regentropfen in den Spektralfarben, die sauber geschnittenen Holzgitter, die auf beiden Seiten die Gassenfronten bilden, glänzten vom Regenwasser wie neu poliert und die guten Kieswege waren durchaus nicht fettig.

Drei Aufschütteln bezeichnen die May'sche Villa. Auf ihrer Vorderfront, auf der sich hoch hinauf blaue Blütentränen von Glyzinien ranken, steht der Name der Villa: „Shatterhand“. Und auf dem Eingangstor zwei kleine Messingbilder. „May“ steht auf dem einen. Das andere besagt, daß Fremden der Besuch nur nach vorhergegangener Vereinbarung gestattet wird.

Das Stubenmädchen, das mit öffnet, führt mich zunächst in den Korridor der Villa. Der gemahnt ostentativ nach dem allermeisten Besten, nach Prarie und Bigwangs. An der Wand hängen Tigrisse und der Kopf eines Elefanten, Tomahawk und Bumerangs, Lassos, Steigbügel und Sattelzeng, doppelläufige Gewehre und vierseitige Tigermesser, Jagdtrophäen, Schirmans, Mokassins und allerhand übliche Dinge, die wohl zur stilgemäßen Ausrüstung eines ruhigen Scouts gehören. Nachdem ich gemeldet worden bin, wurde ich in den Salon der Villa geführt, der noch phantastischer geschmückt ist. An den Wänden hängen herrliche Originale von Socha Schneider, der sich jetzt fast ausschließlich mit der Zeichnung von Illustrationen für Karl May's Werke beschäftigt. Chinesische, phönizische und indische Erzeugnisse stehen in den Schränken, in der Ecke steht ein geslochener, mit Koransprüchen gesäumter Wandtschirm, wie ihn die Orientale zum Abteilen ihrer Zimmen verwenden, auf einer Etagere liegt ein rot-löwener Kalumet, ein Rosenöl-Flößchen — alles ausgebreitet, wie die corpora delicti auf dem Tische eines Gerichtspräsidenten. Wer wagt da noch zu zweifeln . . . ?

Zuerst kommt Frau May, die zweite Gemahlin des Schriftstellers, mich zu begrüßen. Eine liebenswürdige Dame, eine echte Künstlergattin! Sie scheint nur für den Ruhm ihres Mannes zu leben. Sie führt seine Korrespondenz, empfängt die Besucher und zeigt ihnen die Geheimnisse der Villa Shatterhand, erzählt ihnen von May und dieser braucht sich dann nur für einige Augenblicke zu zeigen und kann dann ohne großen Zeitverlust wieder zu seiner Arbeit zurückkehren. Und die Besucher, die oft in ganzen Prozessionen in die Villa Shatterhand pilgern, verlassen höchst erbaut den Wallfahrtsort.

Nachdem ich einige Minuten mit Frau May gesprochen, kam Karl May selbst. Ein schöner alter Herr — er zählt nun schon 68 Jahre — mit grauem Haar, das lang über den Hals herunterfällt. Er hat ein wenig Embonpoint angezehrt, seitdem ich ihn in Prag vor zehn Jahren gesehen, als er wegen seines Prozesses gegen einen tschechischen Verleger hier geweilt hatte. Nichts in seinem Aussehen deutet auf seine Heldentaten ins romantische Land.

„Sie kommen mich wegen des Charlottenburger Prozesses zu besprechen?“ sagt Karl May zu mir.

„Natürlich, Herr Doktor. Ich möchte gerne wissen, warum Sie nicht geantwortet haben, als Lebius Sie vor Gericht beschuldigte, daß Sie Diebstähle verübt, Marktfrauen überfallen, eine Räuberbande gegründet, Geld entlockt und Meinung begangen haben.“

„Weshalb ich nicht geantwortet habe? Ich kann gar nicht dazu. Der Richter ließ mich nicht zu Worte kommen. Ich war überhaupt auf solche Angriffe nicht vorbereitet gewesen. Der ganze Prozeß, den ich da gegen Lebius angestrengt hatte, war ja nur ganz nebensächlicher Natur. Es schweben ja sechs andere große Prozesse gegen Lebius von meiner Seite. Der Vorfall, um den es sich diesmal gehandelt hatte, war ganz geringfügiger Natur im Vergleich zu den anderen Delikten, um derer willen ich Lebius verklagt habe. Er hatte mich zwar einen „geborenen Verbrecher“ genannt, aber nur in einem Privatbrief an die Weimarer Kammersängerin Selma v. Schmidt. Es war also keine öffentliche Bekleidung und ich wußte genau, daß er hiefür höchstens eine Geldstrafe von 15 Mark erhalten würde. Deshalb nahm ich mir nicht einmal einen Rechtsanwalt zum Prozeß mit. Lebius hatte aber seinen Schriftsteller vervielfältigt an die Zeitungsredaktionen geschickt und alle Berichterstatter zusammengekroest. Als ich, statt vor Staunen über seine bei Gericht vorgebrachten Beschuldigungen, das Wort erbat und erklärte, daß ich wenigstens zwei Stunden brauchen würde, um jede einzelne dieser Riesenfalle von Unwahrheiten zu widerlegen, erklärte der Richter, dies sei nicht nötig, klappete seine Aktenmappe zu und der Gerichtshof verließ den Verhandlungssaal. Nach einer Weile lehrte er zurück und verkündete, daß Lebius zu 15 Mark Geldstrafe verurteilt sei. Nun meldete sich der Rechtsanwalt des Lebius zum Worte und sagte, er habe ja noch kein Plaidoyer gehabt, sondern nur Beweisangriffe gestellt. Darauf sagt der Richter, er habe das Urteil irrtümlich gefällt, hört die Rebe des Bekleidigers an und verkündet dann, daß Lebius freigesprochen sei.“

„Es heißt, daß Sie Berufung eingelegt haben. Ist das richtig, Herr Doktor?“

„Selbstverständlich. Es ist aber noch kein Termin für die Berufungsverhandlung abgewartet. Da, bei dieser Verhandlung werde ich dem Herrn Lebius die Antwort nicht schuldig bleiben.“

„Wer ist denn dieser Lebius, Herr Doktor?“

„Das ist ein gewisser Rudolf Lebius, der aus Lissit stammt. Was er ursprünglich war, weiß ich nicht. Seiner politischen Färbung nach, war er zunächst nationalliberal, dann freisinnig, dann Sozialdemokrat und ist jetzt Funktionär bei den „gelben Arbeitervereinen“. Im Jahre 1904 habe ich ihn kennen gelernt. Er war damals noch Dresden gekommen, um sozialdemokratischer Redakteur zu werden, doch gelang ihm dies nicht. So gab er selbst ein Blättchen heraus, das er die „Sachsenstimme“ nannte. Er kam eines Tages zu mir und gab mir seine Meinung zum Besten. „Wir Schriftsteller sind arme Leute“, sagte er damals ungefähr, „wir können uns keine eigene Meinung leisten. Wer uns am meisten bezahlt, dem gehöre wir. Man muß sich bemühen, die Leute kennen zu lernen, man muß sie studieren. Jeder Politiker, jeder Beamte hat Berg am Rocken. Eigentlich gibt es im Vorleben jedes Menschen einen dunklen Punkt. Bei passender Gelegenheit macht man dann geschickt eine Andeutung über die geheime Sünde. Dann muß er sich, um die Gunst des Schreibers zu bewahren suchen, und so wird man ein einfallsreicher, großer Redakteur.“ Später wandte sich Lebius in Briefen an mich, ich möge ihm Geld für sein Blatt senden. Zunächst wollte er 2000, dann 3000 und zuletzt 10.000 Mark. Dafür sollte er mich rühmen und preisen, hunderte von Exemplaren blau angestrichen an reichsdeutsche und österreichische Zeitungen schicken und mir so einen großen literarischen Ruf schaffen. Ich entgegnete ihm, daß ich dies nicht nötig habe und für solche Zwecke kein Geld besitze. Ich schickte ihm auch keinen Pfennig. Lebius hatte bei mir den Schriftsteller May. Dittrich kennen gelernt, welcher über mich eine Broschüre schreiben wollte und keinen Verleger für diese hatte. Lebius wollte nun von mir eine Empfehlung an Dittrich, daß dieser ihm den

Verlag der Broschüre übertrage. Er schrieb mir, er würde die Broschüre glänzend vertreiben und mich so lancieren. Gleichzeitig wandte sich Lebius an Dittrich und bot ihm von jedem verkauften Exemplare der Broschüre eine vorzühlche Entnahme, wenn er ihm den Verlag übertrage, und einen Druckkostenbeitrag von 10.000 Mark von mir hierzu verschaffe. Dittrich schrieb mir das damals, und meine Absicht, den Lebius keinesfalls zu unterstützen, wurde hierauf noch bestätigt. Da kam eines schönen Tages eine

anonyme Postkarte,

bloß mit Buchstaben unterzeichnet: „Ich las soeben,“ hieß es auf dieser, „in einer Restauration, und da erklärte ein gewisser Herr Lebius zu anderen Leuten, daß er gegen Sie einen Artikel schreiben werde, der in der nächsten Nummer der „Sachsenstimme“ erscheint.“ Ich gehe mit dieser Karte zum gerichtlichen Sachverständigen und der erklärt mir, Lebius habe diese Karte selbst geschrieben. In der nächsten Nummer erschien dann wirklich auch ein Artikel über mich. Darin wurde ich als ein kleiner, abgehabtes Schulmeisterlein geschildert, mit struppigem Haar, der sehr lässig sei, jedoch seinen Klemmer sorgfältig versteckt.“

„Herr Doktor, was sollte der Vorwurf der Kurzsichtigkeit für einen Zweck haben?“

„Er wollte mich damit blamieren, denn ein Weißmann, ein Schuh darf nicht kurzsichtig sein. Ich sah aber außerordentlich gut. Ich bin weitblickig und trage nur beim Lesen deshalb einen Zwicker. Solche Unwahrheiten waren in dem Artikel etwa 70 enthalten. Ich antwortete aber nicht. Darauf erschien ein zweiter Artikel — ich antwortete wieder nicht. Die Artikel waren immer noch zuwider, es waren einige Angelegenheiten nur mit Andeutungen berührt. Lebius glaubte wahrscheinlich, ich werde doch noch mit den 10.000 Mark herausdrücken. Dies geschah nicht. Da erschienen am Weihnachtsabende in den Schaufenstern der Papierhandlungen und Buchhandlungen Dresdens große Plakate mit der Aufschrift:

„Die Gräfin Montiquoso und die Boeserstrafen von Karl May.“

Das war für mich eine böse Weihnachtsüberraschung. In dieser Weise schrieb er noch eine Reihe von Pamphleten gegen mich, bis er verschwand.“

Frau May (einfallend): „Mit Schulden!“

Karl May: „Mit massenhaften Schulden. Ich habe ihn einmal wegen 2 Mark 50 Pfennigen pfänden lassen wollen, die mir vom Gericht zugesprochen worden waren, aber nicht einmal die konnte ich bekommen.“

„Zu größeren Strafen wurde er nie verurteilt?“

„Ich habe ihn ja selten verklagt. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm abzugeben. Einmal lagte ich zum Beispiel dem Stadtdemovat, ein Hotelier vom Berge Sinai habe zu ihm gesagt: „Man ist ein Lügner, dem darf man nichts glauben.“ Nun gibt es aber auf dem Berg Sinai bloß das Kloster der heiligen Katharina. Sonst kein Haus, keine Restauration, am allerwenigsten ein Hotel. Aber meine Anzeige wurde damals zurückgewiesen, weil man sich dachte, er könnte so eine Sache doch nicht aus dem Stegreife erfunden. Er handelte sich um die Geschichte der anonymen Postkarte. Er wurde freigesprochen, weil man ihn aufgrund von Indizien der Erpressung, eines so schweren Deliktes nicht schuldig erkennen und verurteilen wollte. Als Lebius aus Dresden verschwunden war, tauchten in Wien und Deutschland in einigen Blättern seine alten Artikel gegen mich wieder auf.“

„Ich habe nie geantwortet. Möglicher erschien Lebius wieder auf dem Plan und zwar als Mitarbeiter des berühmten Brühnischen Wochenblattes in Berlin „Die Wahrheit“. In dieser erschien ein Schundartikel gegen mich, in dem behauptet wurde, daß ich ein atavistischer Verbrecher sei. Das war eine Beleidigung, über die ja kein Wahrheitsbeweis zulässig sein konnte, und ich hätte

Ihn ruhig liegen können. Über ich dachte mit: Du müßtest wieder brauchbar sein, denn bei der Pfändung kriegt du ja ohnedies nichts. Und ich rosierte nicht. Plötzlich gab er ein neues Blatt heraus, daß er selbst als „Leib“ und „Wagenblatt der gelben Arbeiter“ bezeichnete. Es hieß: „Der Bund.“ Zu diesem „Bund“ ging er besonders scharf gegen seine früheren Bundesbrüder, die Sozialdemokraten, los. Diese antworteten ihm entsprechend und es kam zu mehreren Beleidigungsschlügen. Hierbei hatte ich das Pech, von den Sozialdemokraten als Zeuge gegen Lebius nominiert zu werden. Ich — das sage ich aufrichtig — nahm mir vor, mich dieser Sache zu entziehen, und bin auch in diesen Prozessen nicht als Zeuge aufgetreten. Lebius aber fürchtete, weil er von meiner Absicht, mich der Zeugenansage zu entschlagen, nichts wußte, daß ihn mein Zeugnis kaput machen werde.

#### Frau Lebius und Frau May.

Deshalb schickte er seine Frau nach Radbeul. Frau Lebius wagte es nicht, in meine Villa zu kommen, sondern bat meine Frau, sie möge zu ihr in die Bahnhofsraststätte von Radbeul kommen. Dort sah Frau Lebius meiner Frau auseinander, wie ich bei dem Prozeß auszusagen hätte; wenn ich nicht so töte, so würde Lebius wieder gegen mich losziehen und mich zu Grunde richten. Meine Frau erwiderte, ich werde nichts als die Wahrheit aussagen. Darauf hin fuhr Frau Lebius von dannen ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Um diese Zeit ließ Lebius eine Annonce erscheinen, daß er einen Schriftsteller suche; mit dessen Hilfe wollte er mich unbedingt zu Grunde richten. Es mitselbst sich ein Edellosengeselle namens Friedrich Wilhelm Kahl aus Basel, der zur Schriftstellerrei übergehen wollte. Diesen engagierte Lebius, zahlte ihm nach und nach 250 Mark aus. Und dieser sollte eine Broschüre unter dem Titel „Karl May, ein Verbrecher der deutschen Jugend“ schreiben. Hierüber sagt Kahl in einer eidesstattlichen Versicherung angeführtes folgendes ans: „Lebius hat mir gesagt, daß May durch diese Broschüre tot gemacht werden soll. Daß er diese Broschüre den Richtern vorlegen wolle, damit diese den Auslagen May's nicht glauben. Lebius bezeichnete sich als ein großes forensisches Talent, wenn er vor Gericht zu sprechen beginne, so seien die Richter alle sein.“ Darauf antwortete ich: „Ich kenne May ja gar nicht! er hat mir nichts getan, ich habe gehört, daß er ein tüchtiger Kerl ist und wenn ich solche Sachen schreibe, komme ich ins Zuchthaus.“ Darauf entgegnete mir Lebius: „Wir Schriftsteller stehen alle mit einem Fuß im Zuchthaus; auch ich bin wiederholt vorbestraft, aber das ist nur eine gute Wettkarte für uns.“ Lebius gab mir die notigen Unterlagen und nun sollte ich die Broschüre beginnen.“ Kahl schrieb den Anfang der Broschüre, über, weil ihn Lebius nicht überzeugt hatte, so schlecht, daß er unmöglich gedruckt werden konnte.“

Kahl wird es wohl besser nicht getroffen haben?“ „Nein, er schrieb es mit Absicht schlecht. Ganz konfusen Zeug, das überhaupt keinen Sinn hatte. Als dies Lebius las, sagte er: „Das taugt nichts; ich werde die Broschüre selber schreiben und Ihren Namen darunter setzen.“ Kahl verbat sich dies sowohl bei Lebius als auch bei dem Verleger, aber trotzdem erschien die Broschüre unter dem Namen Kahl und strotzte von Lügen, Uebertreibungen und Subtilitäten.“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß . . .“ „Bitte, sagen Sie mir nicht „Herr Doktor!“ Ich habe zwar das amerikanische Doktorat erworben, aber ich höre es lieber, wenn man mir bloß „Herr May“ sagt.“ „Ich wollte Sie fragen, Herr May, ob das wirklich ganz erlogene Behauptungen sind, die Lebius bezüglich ihrer Vorstrafen aufgestellt hat?“

„Ich bin vorbestraft.“

Allerdings habe ich meine Strafen schon vor 50 Jahren abgeschafft. Ich schreibe jetzt ein Buch, worin ich nichts leugne und meine Gefängnisstrafen schildere.“

„Darf man wissen, wie das Buch heißen wird?“ Der Titel lautet: „Am Mitternachtfahl und Pranger.“

„Wird es eine polemische Schrift oder ein Roman sein?“

Eine Selbstbiographie. Ich gestehe darin meine Sünden ein, lege meine Ideale und Bestrebungen dar und schildere das, was ich noch zu tun gedenke.“

„Warum Sie lange im Kerker, Herr Doktor?“ „Ja. Das habe ich nie gelegnet. Aber ein Mäuererhauptmann war ich nie.“

Fran May: „Den Mäuererhauptmann Krügel, als dessen Komplize mein Mann geschillert wurde, hat er kaum gekannt.“

May: „Nur ganz oberflächlich kannte ich ihn. Er ging in dieselbe Schule wie ich, allerdings einige Klassen tiefer. Seither habe ich selten mit ihm gesprochen. Einmal traf ich ihn in meinem Heimatort Hohenstein-Ernstthal bei Chemnitz in Sachsen. Da trat er auf mich zu und sagte: „May, ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, ich habe vieles, was ich getan habe, auf Sie geschoben.“ Ich entgegnete ihm: „Sprechen Sie nicht mehr davon.“

„Und man darf nicht wissen, weshalb Sie vorbestraft wurden?“

„Nein. Mein Verleger hat mir das verboten. Über das, was man mir vorwirft, habe ich nicht getan.“

„Wie wußte Lebius von Ihren Vorstrafen?“

Die Ueßäre Lebius hängt mit meinen Prozessen mit meinem ehemaligen Verleger May zusammen. Dieser Verleger kannte meine Eltern und wußte von meinen Gerichtsstrafen. Er dachte sich also, daß er mit mir machen könne, was er wollte, da ich mich als Vorbestrafter nicht rühren werde. So änderte er meine Romane, die ich ihm in Verlag gegeben hatte, und sein Rechtsanwalt hat selbst zugestanden, daß 50 Prozent des Inhaltes meiner Romane im Münchmayerschen Verlage ausschließlich geändert worden sind. Die so geänderten Romane sind gegen mich zum Gegenstand der größten Angriffe gemacht worden. Man hat mir vorgeworfen, daß ich auf einer Seite so fromm, auf der anderen so abgrundtiefe unchristlich schreibe.“

„Weshalb hat Münchmayer diese Änderungen vorgenommen?“

„Er kalkulierte auf die Sensationslust der Menge. Er suchte Toten und frivole Szenen hinein, um den Absatz der Bücher zu vergroßern.“

„Woraus schließen Sie, Herr Doktor, daß zwischen Lebius und dem Münchmayerschen Verlage ein Zusammenhang besteht?“

„Ich fordere vom Münchmayerschen Verlage 300.000 Mark für meinen Roman „Das Waldrosen“, die ich übrigens nicht für mich sondern für eine wohltätige Stiftung für Witwen und Waisen verwendet will. Der Verlag weigert sich, das Geld zu bezahlen und hat ein Interesse daran, meine Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu ziehen. Und der Rechtsanwalt des Herrn Lebius ist gleichzeitig der Rechtsanwalt des Münchmayerschen Verlages — — —“

„Wie erfuhrn Sie, Herr May, von den Machenschaften des Lebius mit Kahl?“

Als Kahl gehört hatte, daß die Broschüre trocken seines Einsprungs unter seinem Namen erscheine, kam er zu mir und erzählte mir den ganzen Schwund. Er bot sich mir als Zeuge an und so verklagte ich Lebius wegen dieser Broschüre. Das Gericht verbot ihrem Vertrieb. In der entscheidenden Verhandlung vor dem Gerichte Berlin-Schöneberg veranstaltete der Vorsitzende eine Ausgleichsverhandlung, in welcher Lebius alle seine Behauptungen, materielle wie formelle, zurücknahm. Er bedauerte, Karl May beleidigt zu haben, und versprach es nicht wieder zu tun. Darauf nahm ich meinen Strafantrag zurück und glaubte damit zu Ende zu sein. Aber da geht der Mann hin, engagiert meine geschiedene Frau, zahlt ihr 200 Mark und beginnt von neuem gegen mich. Das sind diese neuen Beleidigungen. Sechs Stück; eine „Bund“ nummer zwei Flugblätter und drei in Charlottenburg anhängige Prozesse. Der sogenannte Prozeß in Charlottenburg, wo Lebius vorzüglich Monat freigesprochen wurde, hat weder an einer Beweisführung noch zu irgendeiner Feststellung geführt. Ich habe weder etwas eingestanden, noch sind Zeugen einvernommen worden, noch hat man irgendwelche Dokumente vorlegt. Trotzdem wird in hunderten von Blättern behauptet, ich hätte alles zugegeben, die Zeugen hätten das alles bestätigt und die Dokumente hätten alles erwiesen, was mir vorgeworfen worden ist. Das sind alles Lügen, die bei der Verhandlung in zweiter Instanz ganz unbedingt an das Tageslicht kommen werden. Ich fühle mich keineswegs als Besiegter, sondern ich bin vollständig davon überzeugt, daß ich aus der ganzen Heise als Sieger hervorgehen werde.“

„Hat Karl May Kleinen unternommen?“

Herr Doktor, es ist auch gegen Sie der Vorwurf erhoben worden, Sie hätten überhaupt keine Überzeugungen oder Reisen unternommen. Dafür ich fragen, wie es sich damit verhält?“

„Ich, das ist Unsin. Ich habe schon als siebzehnjähriger Junge gereist. Klärchen, hast du nicht einige Photographien aus Amerika oder aus dem Morgenland bei der Hand?“

Natürlich hat Frau May einige Photographien aus Amerika und dem Morgenland bei der Hand. Es sind Bilder, die Karl May am Brunnen Abra-

hams in Hebra, am Silvansteiche in Jerusalem, vor einem Zelt der Tuscarora-Indianer, an dem Tempelruinen von Korinth, am See Genesareth in Kapernaum, am Den Stoc, dem Rugggetberg der Indianer und am Monument des Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha in Buffalo zeigen. Auf allen diesen Bildern sieht man Karl May als alten Mann und sie widerlegen die Ansicht nicht, daß May erst von 1900 ab die Kleinen unternommen, um späterhin sagen zu können, daß er wirklich im wilden Westen Nordamerikas und im heiligen Osten Afrikas gewesen ist. May muß meinen skeptischen Blick bemerk haben. Lebius sagt freilich, daß man solche Bilder mich auf dem Jahrmarkt herstellen kann. Er will mich auch sogar in Dresden in einer Drosche zu jener Zeit gefahren haben, da ich in Amerika war.“

#### Karl May, der Symboliker.

„Uebrigens“, fährt May fort, „ist es ganz gleichgültig, ob ich in fremden Ländern war oder nicht. Ich wiederhole, daß ich viele Kleinen gemacht habe, aber das kommt für die Beurteilung meiner Schriften nicht in Betracht. Das „Ich“, in welchem ich schreibe, hat mit meiner Person nichts zu tun. Ich meine mit diesem „Ich“, wie ich schon oft betont habe, die Menschheitsfrage welche die Aufgabe hat, den Menschheitsdriftseln nachzugehen, um diese zu ergänzen. Witten der Appachenhäuptling ist das Prototyp der sich eben in Amerika entwickelnden germanisch-indianischen Rasse, mein Habsch-i-Halef. Damit stellt die menschliche Rasse dar, die da draußen Geist und Seele zu sein, aber keines von beiden ist. Marah Durimah, die kurdische Königin ist die Menschheitseele, Shah-i-Shah ist Gott. Ich sende meinen Karaben Nejji, meinen Dib-Schatterhand in fremde Länder, um zu zeigen, wie wir als Edelmenschen dort zu handeln haben. Über der bin ich doch nicht selbst. Mir würde es völlig frei, in der Heimat zu bleiben, und wenn ich dann trotzdem behaupten würde in der Fremde gewesen zu sein und das Erzählte miterlebt zu haben, so ist das keine Lüge, sondern die volle Wahrheit. Denn die Ereignisse spielen sich zuhause ab, die Freude ist Imagination.“

#### Die Ich-Form.

„Man hat Ihnen, Herr Doktor, auch verhofft, daß Sie in Ich-Form schreiben.“

„Hat nicht auch Dante das „Inferno“, das „Purgatorio“ in Ich-Form beschrieben, ohne dort gewesen sein?“

„Nun ja, Herr Doktor, das ist aber doch Phantasieland. Es ist ja in diesem Falle auch Sitz Knabennatur, daß dort kein Sterblicher gewesen sein kann.“

„Gewiß. Über man kann ja auch die Orte meinet Kleinehenteuers als Phantasieland ansehen, wenn man gerade wollte. Aber diese Länder bestehen ja wirklich, wie man aus der Geographie ersehen kann. Und deshalb habe ich das Americhi, sie zu beschreiben. Viele Länder und Städte sind auch mit symbolisch aufzufassen, wie Shinnaristan als Land der aufstürzigen Edelmenschen und Aristan als das Land der Gewaltmenschen von heute.“

#### Der Vorwurf des Plagiats.

„Man hat Ihnen, Herr Doktor, auch gegen Sie den Vorwurf des Plagiats erhoben.“

„Ja, aber ganz ungrundet. Was nennen Sie ein Plagiat?“

„Ich dachte wohl, Herr May, daß man es als Plagiat bezeichnen muß, wenn ein Schriftsteller die Idee oder Form eines nicht von ihm stammenden Kunstwerks für sich verwendet und als eigenes Geistesprodukt ausgibt.“

„Das ist nur mit Einschränkungen richtig. Es wäre z. B. kein Plagiat, wenn jemand von einem Hirtenvolke schreiben würde, daß es in Not lebe, nur einmal erscheine in jedem neuen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirren, ein Mädchen Schön und wunderbar, nämlich ein verhältnismäßig üppiger Frühling. Weil das „Mädchen aus der Fremde“ ein Gemeingut aller Gedanken geworden ist und niemand glauben wird, der Schreiber habe die Meinung erweitern wollen, daß er diese Worte selbst gedichtet habe. Gehen kann man obektive Wahrheiten verwenden z. B. solche, die in Lehrbüchern oder in beschreibenden Werken stehen. Das erlaubt sogar das Gesetzbuch.“

„Man behauptet, daß Gerstäcker so stark von ihnen verwendet worden sein soll.“

„Das bezieht sich auf eine Geschichte „Chry“, die vor vielen Jahren in einer Nobellenammlung von mir veröffentlicht worden ist. Es handelt sich um eine Erzählung, zu der mit einer alten Geschichte von Indien, in der sie erwähnt war, ein Anfang gab. Friedrich Gerstäcker, der selber nie in Indien war, schreibt nun das gleich-

Geographie gelesen und in einer Novelle benutzt zu haben. Daher die Übereinstimmung. Natürlich heißt alles gleich Plagiat! Maeterlinck hat in einem Schauspiel drei Szenen von Paul Henze abgeschrieben; Siehe erhob Einspruch, aber Maeterlinck lachte ihn aus und ließ das Stück ruhig unter seinem Namen erscheinen. Karl Maria v. Weber hat das populärste Lied aus seinem "Freischütz", den "Jungfernkranz", nicht selbst komponiert, sondern von einem unbekannten italienischen Komponisten entlehnt. Goethe, Shakespeare taten ähnliches. Sogar bis in Evangelisten erzählten gleichermaßen, also müssen wenigstens drei von ihnen sogenannte "Plagiatoren" sein. Das Abhören würde mir mehr Schwierigkeiten machen, als das eigene Schaffen. Ich habe Phantasie genug. Ich habe doch mehr als 70 große Romane geschrieben."

#### Karl May's geschiedene Frau.

"Darf man, Herr Doktor, ohne Indiskretion zu sein, auch fragen, wie es sich mit Ihrer ersten Frau Gemahlin verhält, die ja auch in dem Prozeß wiederholt erwähnt wurde?"

"Meine geschiedene Frau stammte aus demselben Orte wie ich. Sie war sehr schön und das bestürzte mich. Ich wollte sie betraten, trotzdem ich wußte, daß sie blutarm war. Aber es kam nicht dazu und ich zog aus der Heimat fort. Als ich aber einmal nachhause zurückkehrte, hörte ich, daß ihr Vater eben gehörden sei. Ich ging deshalb noch am selben

Abend zu ihr ins Haus. Der Vater war nicht gestorben, sondern nur vom Schlag getroffen worden und lag gelähmt im Bett. Das Mädchen fiel vor mir nieder und bat mich, ich möge es nie verlassen. Von Rührung überwältigt, beschwichtigte ich das aufgeregte Mädchen und versprach ihren Wunsch zu erfüllen. Ich habe sie geheiratet und 22 Jahre mit ihr gelebt. Es war eine unglückliche Ehe. Sie hat gar nicht mir gefüllt oder gedacht, sie hat nicht einmal meine Bücher gelesen.

"Sie haben Sie aber doch in Ihren Werken als Muster einer Frau so liebedoll geschildert?"

"Ja, das tat ich, um Ihr Interesse zu wecken. Ich zeigte ihr die Stellen, die sich auf sie bezogen, und wollte, daß sie wenigstens aus Eigenliebe meine Bücher lese. Sie tat es nicht. Sie hat mir viel angegeben. Dokumente, welche ich in einem Prozeß wichtig brauchte, hat sie, während ich in Ulien war, verbraucht, weil sie in einem Prozeßgegner, den Verleger Münnichmeyer, verlor. Die Ehe wurde wegen ihres Verschuldens vor Gericht geschieden."

"Herr Doktor, es hieß, daß Sie Ihre Frau nicht alimentieren."

"Das ist frei erfunden. Meine Frau bekam, als sie von mir weggang, eine ganze Ausstattung, Möbel und eine Summe von 8000 Mark jährlich. Eines Tages schrieb mir der Schwager des Lebius im Namen meiner geschiedenen Frau, daß sie auf den jährlichen

Zuschuß von 8000 Mark verzichte. Über meine Frau hat kurze Zeit später angegeben, daß sie von dieser Vergleichserklärung überhaupt nichts wisse. Lebius ist dies, um meine Frau für sich zu gewinnen, damit sie bei Gericht gegen mich zeuge. Lebius versprach ihr 100 Mark monatlich, so lange sie lebe. Sie mußte bei seiner Familie essen und trinken und erhielt im ganzen von ihm 200 Mark. Als sie mir aber gute Worte gab, ich möge sie wieder aufnehmen, drohte ihr Lebius, er werde sie auf - 800 Mark verklagen. Jetzt zahlt ich meiner Frau freiwillig jährlich 2400 Mark aus, trotzdem sie sich mit Lebius gegen mich verbündet hat."

Damit war das Interview zu Ende. Karl May und seine Gemahlin zeigten mir noch die Geheimnisse der Villa Shatterhand, darunter ein altes verschossenes Schiebholz — den unfehlbaren Henry-Stücken, den Schuhstücktraum der abenteuerlustigen Gymnasiasten. Als ich mich aber dafür zu interessieren begann, wo da der Raum und das Magazin für die 25 Patronen sei, legte May das Gewehr weg und zeigte mir andere Dinge. Im Garten steht ein alter Holzschuppen, der mit Ölfe orientalischer und amerikanischer Gegenstände in ein Statthalterkabinett verwandelt worden ist. Allerhand schöne Sachen darin sind echt. Und auch die vielen hundert Kirschsträucher in dem herrlichen Garten standen in ihrem matrosen Blütenlange in strahlender Schönheit da.

Egon Erwin Kisch.

Nr. 133.

## Morgen-Ausgabe.

83. Jahrgang.

Täglich 2 Ausgaben:  
6 Uhr früh, 5 Uhr nachm.

Redaktion: L. Hauptgebäude . . . . . Anna-  
Administrations: Börsenstr. 2 . . . . . hof.  
Expedition: R. Hauptgebäude . . . . .

Filiale Graben Nr. 15.

Telephon-Verbindungen:  
Redaktion Nr. 636 und 2739.  
Administrations, Expedition und  
Verlag Nr. 30.  
Graben Filiale Nr. 2757.

Manuskripte werden nicht zurückgegeben.

# BOHEMIA

Prag, Sonntag, 15. Mai 1910.

Bezugspreise für beide Ausgaben:

für Prag: monatlich  
Bei Abholung . . . . . K 2.40  
Bei 1maliger Zustellung . . . . . K 2.70  
Kiosk-Nummer . . . . . 8 h und 2 h

Durch die Post:

Bei 1maliger Zustellung . . . . . K 2.80  
Bei 2maliger Zustellung . . . . . K 2.80  
Kiosk-Nummer . . . . . 10 h und 4 h

Druck und Verlag:  
K. u. k. Hofbuchdrucker  
A. Hasse, Prag.